Offener Schreibebrief vun Lizzie Hanfstengel.

No. 322. Wenn ich mit die Buwe daheim gewese sin, un ich se ihre Dingses, wo ich sie mitgebracht gehabt hen, gewwe, do sin se all in en freundliche Mutzd gewese und do hen ich gedenkt, jetzt is e Tschehns, emol e diesentes Wort mit sie zu spreche. Ich hen gesagt: „Bennie, hen ich gesagt, du bist der älteste von deine Brieder un an dich wend ich mich for den Riesen zuerscht. Du weißt gut genug, daß ich an e preßing Bißnes autseit von die Stadt gemußt hen. Ich hen Euch zu Euere Schwester in Lah un zu euerm Bruder Karlie genomme, was schenerellie spieking das nämliche is un Ihr habt mich geprammißt, daß ihr euch behefe wollt for daß die Britschet nicks zu komplehme hätt, wann ich reduhr komme. Is das so, odder is es nit so?"

Do hat der Bennie gesagt: „Jehs, ei geß es is so. Was is die Mätter Ma?" Jetzt denke Se nur emal so e Frechheit! Hen die Fellersch sich so betrage, daß die Britschet putti niehr e nörwes Prastrehschen kriegt hat un jetzt stellt sich der Feller, als wenn er das reinste Lämmche gewese wär! Do hen ich awwer emol diesent ausgepackt. Ich hen ihn e Daunkahling gewwe, daß en annere Mensch, wo nur noch e ganz kleines Fünkche Ehr um Kerreckter im Leib gehabt hätt, das Haus verlosse hätt un nie nit mehr reduhr komme wär. Awwer auf den Bennie hat das gar keine Impreschen gemacht. Er hat geschmeilt un geäckt als wann ich ihn das größte Lob gespendet hätt. Wie ich fertig war — das meint wie mich mein Athem ausgewwe hat, da hat er gesagt, jetzt wollt er auch emol ebbes sage. Er hot dann gesagt: „Ich will dich emol ebbes sage, hat er gesagt, odder besser, ich will dich emol an ebbes riemembere, was du dent ich ganz vergesse hast. Mir sin Buwe un keine Mallikadels; mir sin keine von die Guddieguddie Keind, wo schön duhn, wann es Jemand sehn duht un rebgeller Dehrdewwels sin, wenn es Niemand sehn duht. Mir sin Buwe un mir wolle Fonn hen un wenn uns e anneres Kid ebbes duhn duht, dann feite mer un wann mer dabei unsere Kleider verrisse kriege, dann hot unsere Ma genug Lieb und Geld for uns widder uffzupätsche un wenn es nöthig is, auch neue Stoff zu kaufe. Es is traurig, wenn sich e Mutter un Ma so ebbes von ihre Kids sage muß losse, awer die Wahrheit is es un do kannst du nit driwwer enaus. So, wenn du jetzt auch noch ebbes zu sage hast, dann hast du jetzt e Tschehns."

Zuerscht hen ich gefühlt, als wenn ich den Bennie beim Wickel nemme un in den Waschringer odder in die Förniß stoppe sollt. Dann hen ich die Sach den zweite Gedanke gewwe un da hen ich zu mich gesagt: Der Bennie hat recht. Unser Buwe sin nit schlimmer un nit wörs als annere auch un wann ich das bische Räckel stende kann, wo se mache, dann kann es die Britschet auch, die mit ihre schwache Nörfs die macht mich ennihau krank un wenn ich widder zu se hinkomme, dann kann se auch emal ebbes von mich höre. Was will denn enihau so e eenfelliges Diehr, die soll mich nur noch emal komme; un der Karlie, der Schlohpohk, wenn ich den das nächste mal sehnduh, dann will ich es ihn emal einrobbe. Ich hen davon abgesehn, die Buwe noch weiter ins Gebet zu nemme. Ich hen gesagt, se sollt sich nor Plessier un Fonn mache, awwer ich deht nit gleiche, daß sie es imwertreiwe duhn, bikahs sonst müßt ich von mein Priffeletsch un mei Reit Juhs mache un deht se ganz schrecklich verhammatischt. Se derfte nie nit vergesse, daß ich ihre Ma wär un daß ich for keine Unarteligkeite und keine Säffineß stehn deht.

Damit war alles widder in en gute Schehp un die Buwe sin an die Stritt un bald hen ich se nit mehr gesehn. Bei den Weg, Mister Edithor, ich sin von die Oppinjien, daß die Feckehschen for die Kinner viel zu lang dauern. Das bische, was se in die Schul gelernt hen, das duhn se widder vergesse un ebbes gutes lerne se auch nit dazu un wann ich ebbes zu sage hätt, dann dehte die Schule for zwei Woche geklohst wer'n un dann deht ich widder starte lasse. Dann hätte die Buwe en diesente Rest un se dehte nit alles widder vergesse un was das Hauptding is, se dehte keine Raubies gewwe. Ich muß ganz offe gestehn, daß meine auf dem beste Weg sin, Toffs un Raubies zu gewwe; wie kann es denn auch annerschter sein? Jehs, es wär noch different, wann se ins Haus stehn dehte. Sehn Se, von mich könne se nicks böses lerne; von den Philipp, was mein Hosband is, will ich gar nit spreche, bikahs der is ja doch die wenigste Zeit ins Haus. Von mich könne se nur Gutes lerne, das macht weil ich doch ennihau die gute Ettjutehschen hen un dann hen ich auch das gute Herz un das gute Gemüth, awwer so ebbes werd von die Fellersch nit eppriechjietet. Wenn die nur an die Stritt herumhänge könne un alle mögliche Tricks an annere Piebels spiele könne, das is alles wo die wolle un wann se das hen, dann sen se glücklich. Well ich gönn sie es ja. Ich sin ja auch emal junge gewese un ich hen verdollt so keine schöne Jugend gehabt, wie die Buwe. Ich hen schaffe müsse, daß mich die Haar zu Berg gestanne hen un da hen ich denn auch mein Meind uffgemacht, daß meine Kinner emal e schönere Jugend hawwe solle. For den Riesen kann ich auch enniweg nit ticke, awwer manchmal duhn ich mich doch ganz schrecklich ärgern un fuchse. Mit beste Riegards

Yours
Lizzie Hanfstengel.

Die beiden Betrüger.

Frau: „Denke Dir, der Fremde hat sich gedrückt, ohne zu bezahlen!"

Wirth (wüthend): „O, dieser Lump, dieser Betrüger! Was hat es nun für einen Zweck gehabt, daß ich ihm zwei Flaschen Wein zu viel auf die Rechnung gesetzt habe?!"

Zur Feier des Tages.

Pantoffelheld (nach einer erhaltenen Ohrfeige): „Aber, Alte, heut' find's ja fünfundzwanzig Jahre, daß wir verheirathet sind!"

„Was willst Du denn damit sagen? Soll ich Dir vielleicht noch vierundzwanzig 'runterhauen?"

Je nachdem.

Fahrgast: „Hält der Zug hier so lange, daß man ein Glas Bier trinken kann?"

Schaffner: „Hm, was sind Sie für 'n Landsmann?"

Fahrgast: „Münchener!"

Schaffner: „Ja, so lange hält er!"

In Gedanken.

Wirthschafterin: „Was soll ich Ihnen denn nun diesen Abend kochen, Herr Professor?"

Professor (nachdenklich): „Hm .... warten Sie 'mal! Ich bin heute nicht zu Hause — da können Sie mir 'mal eine Gänseleber braten ... die esse ich doch nicht gern!"

Zurückgegeben.

Sie: „Zwölf Heirathsanträge wurden mir vor Dir gemacht und jeder von diesen Dutzend Freier hatte mehr Grütze im Kopf als Du!"

Er: „Das gebe ich ohne weiteres zu, es kann auch gar nicht anders sein. Sag' mir nur, wie sie es fertig brachten, sich so erfolgreich aus der Schlinge zu ziehen?"

Dann allerdings.

Richter: „Angeklagter, hat Sie denn die Stimme des Gewissens nicht gewarnt, ehe Sie die That begingen?"

Angeklagter: „Schon möglich, daß sie dös than hat, aber i bin halt a wenderl schwerhörig!"

Voraussicht.

Marie (nach einer langen Auseinandersetzung mit ihrem Cousin Arthur, was ihr zukünftiger Gatte für Eigenschaften haben müsse): „Nun weißt Du also, was ich von meinem dereinstigen Manne verlange, und dabei bleibe ich stehen!"

Cousin Arthur: „Ach nein, aber .. sitzen!"

Zerstreut.

Dame: „Denken Sie nur, Herr Professor, in kaum 3 Monaten habe ich durch die mir ärztlich verordnete Entfettungskur 30 Pfund abgenommen!"

Professor: „Es ist erstaunlich! Und was haben Sie mit all' dem Fett gemacht?"

Verschnappt.

„... Sind Sie nicht der Reisende, der mir im vergangenen Jahr den schlechten Rüdelsheimer verkauft hat?"

„Ach .... Sie meinen den schlechten Portwein."

Graf Vitzthum zu Lichtenwalde.

Der Graf Hans Vitzthum zu Lichtenwalde, welcher, wie berichtet, in San Francisco und Pittsburg auf so plumpe Weise harmlose Deutsch-Amerikaner beschwindelt hat, daß man kaum an das Vorgefallene glauben möchte, hat auch in Baltimore sein Wesen getrieben. Es hat beinahe den Anschein, als hatte er sich in Baltimore für seine Karriere als Heiraths-Schwindler, die nun in San Francisco auf etliche Jahre unterbrochenn werden dürfte, vorbereitet. Der Pseudo-Graf, dessen ganzes „Guthaben" in einem frechen Auftreten u. einem noch freckeren Mundwerk bestand, hat Frl. Ida Liebegott, die Tochter von Frau Emma Liebegott von Nr. 1212, Hullstraße, Locust-Point bei Baltimore, auf so gemeine Weise betrogen, daß man thatsächlich einen solchen Einfall kaum für möglich halten sollte.

Ein Berichterstatter des „Deutschen Korrespondenten", welcher in der Angelegenheit Nachforschungen anstellte, brachte in Erfahrung, daß der Pseudo-Graf im Januar 1907 in Baltimore mit dem Dampfer „Main" unter einem bürgerlichen Namen eintraf. Auf dem Dampfer machte der geriebene Bursche, welcher wahrscheinlich in einer vornehmen Familie in Deutschland als Diener angestellt war und sich dort einen gewissen Schliff aneignete, die Bekanntschaft von Emil Jüngling, ernem jungen Einwanderer. Diesen engagirte der „Graf" als Diener, schämte sich aber nicht, denselben sofort anzupumpen. „Graf" und „Diener" landeten zu Locust Point wie gewöhnliche Sterbliche und der Graf fand es gar nicht unter seiner Würde, in einem gewöhnlichen Gasthofe, in welchem ein echt demokratisches Publikum verkehrt, abzusteigen. Das Kostgeld bezahlte er für die erste Woche aus der Anleihe, welche der Diener ihm gemacht hatte, im Voraus. Das war das letzte Mal, als „Graf Hans Vitzthum zu Lichtenwalde" in Liebegotts Gasthof Baargeld für Kost und Logis deponirte. Er hat später allerdings Spucknäpfe rein gemacht und Schnee geschaufelt und außerdem seiner ganzen Umgebung mit solchem Erfolge Sand in die Augen gestreut, daß er den nöthigen Muth gewann, seine gewonnenen Erfahrungen in Pittsburg in größerem Maßstabe zu verwerthen.

Gleich nach seiner Ankunft behauptete der Graf, sterblich in Frl. Ida Liebegott, Tochter von Frau Emma Liebegott, verliebt zu sein. Obschon er seinen Diener entlassen mußte, blieb er doch Hahn im Korb. Er stellte Ida einen Heirathsantrag, der angenommen wurde. Als Graf durfte er natürlich nicht in einem Gasthof getraut werden, und so veranlaßte er die Braut, das Haus Nr. 1305 5. Straße, Walbrook, zu kaufen. In diesem Falle war Frl. Liebegott wenigstens so vorsichtig, das Haus auf ihren eigenen Namen eintragen zu lassen, eine Vorsichtsmaßregel, die sich an der Hand der übrigen Erfahrungen für sie als sehr wohlweislich erwies. „Graf Hans Vitzthum zu Lichtenwalde" erhielt viele Briefe und Telegramme, die er, wie sich nachträglich herausgestellt hat, selbst schrieb. Mit großer Vorliebe pflegte er sich Briefe von der deutschen Gesandtschaft in Washington zukommen zu lassen, die natürlich die Gesandtschaft nie gesehen hatte. Auf verschiedenen der Briefe hatten die Schreiber sich sogar die Freiheit genommen, auf die Rückseite des Kuverts zu schreiben: „Wenn Sie Geld wünschen, können Sie dasselbe zu irgend einer Zeit erhalten." Der Graf schien indessen kein Verlangen nach Geld zu haben, denn sein Kredit im Gasthof war gut. Als dann die Zeit herannahte, wo der Graf in den Ehestand treten sollte, hieß es sich nach einer würdigen Residenz umzusehen. In Westminster glaubte seine Hoheit von der Eispicke und dem Spucknapf, ein Schloß gefunden zu haben, das einigermaßen den Ansprüchen Derer von Vitzthum zu Lichtenwalde entsprechen würde, und zweimal pumpte sich der Graf das Reisegeld, um die künftigen Besitzungen näher zu betrachten. Ueberhaupt ist ihm so mancher Pump gelungen, so daß seine Freunde zu Locust-Point um cica $500 ärmer und um eine Erfahrung reicher sind. Während der Graf sich in der Wohnung von Frau Liebegott aufhielt, verschwanden von dort zu wiederholten Malen Gelder und Schmucksachen, wodurch unangenehme Komplikationen für Unschuldige hervorgerufen wurden. Nähere Verwandte von Frau Liebegott, welchen die Thaten des Grafen im höchsten Grade widrig waren, zogen hier im deutschen Konsulat Eukundigungen ein und erhielten die Antwort, daß ein solcher Graf überhaupt niemals auf einem Dampfer des Norddeutschen Lloyds nach Amerika gekommen sei und Leute in einer Hafenstadt wie Baltimore vorsichtig genug sein sollten, um sich von einem solchen Gauner nicht über das Ohr hauen zu lassen. Selbst diese Erklärung genügte nicht, die Stellung des „Grafen" zu Locust-Point zu erschüttern. Am 25. Mai vorigen Jahres sollte die Hochzeit mit Frl. Liebegott stattfinden. Der „Graf" erwartete eine spezielle Gesandtschaft von seinem Vater. Da traf ein Telegramm ein, daß die Gesandtschaft in Anbetracht des Umstandes, daß der „Graf" eine bürgerliche Ehe eingehen wolle, nicht in Baltimore erscheinen könne.

Das Telegramm war zu Walbrook aufgegeben. Ein Bruder der Braut, welcher bei der Baltimore & Ohio-Bahn angestellt war, erkannte das Dokument als Fälschung, und als „Hans Graf Vitzthum zu Lichtenwalde" gesagt wurde, daß man ihn für einen Schwindler halte, verschwand derselbe und der Gräfin „in spe" ging ein Licht auf. An Garderobe hat der Graf nichts Nennenswerthes hinterlassen. Sein Vorrath an Wäsche soll gerade soweit hingereicht haben, daß er am Waschtage nicht zu Hause bleiben mußte, allein wenn seinen Unaussprechlichen ein Malheur passirte, mußte der „Graf", der Noth ulnd nicht dem Triebe gehorchend, sich in seinem stillen Kämmerlein auf das Bett setzen, um augenfällige Schäden auszubessern.

Nachdem der „Graf" in Pittsburg angelangt war, schrieb er einen Brief an die Familie Liebegott, in welchem er versprach, gelegentlich seine Schulden zu bezahlen.

Im Anschluß an die obigen Thatsachen ist eine Depesche aus Pittsburg von besonderem Interesse. In derselben heißt es:

„Erst jetzt wurde bekannt, daß auch Pittsburg außerordentlich lebhaft an der Person des in San Francisco verhafteten Grafen Vitzthum von Eckstädt interessirt ist, der seinen eigenen Angaben nach ein Mitglied der von Maximilian Harden in der „Zukunft" bloßgestellten „Liebenberger Tafelrunde" gewesen und deshalb von Deutschland geflohen sein will. Der Herr Graf hat sich, wie nun festgestellt ist, kürzlich einige Zeit in Pittsburg aufgehalten und hat es fertig gebracht, in weniger als zwei Wochen ungefähr $250,000 in Baargeld und Juwelen zusammen zu schwindeln. Die Pittsburger Deutsch-Amerikaner verloren fast die Köpfe aus Freude über ihren betitelten Gast, und ihr Vertrauen wurde selbst nicht erschüttert, als er einigen von ihnen ganz im Vertrauen mittheilte, daß er sich an der „Liebensberger Tafelrunde" ebenfalls auf seine Art amüsirt habe. So aufgebracht waren einige der am schwersten hereingefallenen Pittsburger, daß sie den Detektiv G. F. Gratz engagirten, um den sauberen Herrn Grafen aufzuspüren, und diesem Detektiv ist auch seine Festnahme in erster Linie zuzuschreiben.

Während der Herr Graf in Pittsburg weilte, lernte er eine junge Schönheit, Namens Selby, von Orange, N. J., kennen, die hier zum Besuche weilte. Er machte ihr auf Tod und Leben den Hof und heirathete sie eine Woche, nachdem er sie zum ersten Male gesehen hatte. Nach einem Honigmond von nur wenigen Tagen sandte er seine junge Frau in ihr Heim in New Jersey zurück und vertraute später Freunden an, daß sein Vater ihm gedroht habe, ihn zu enterben, als er von seiner Heirath mit einem Mädchen aus nicht adeliger Familie gehört habe.

Der Graf suchte nur die Bekanntschaft mit reichen Leuten. Alle, die kein Geld hatten, waren für ihn nicht vorhanden. August Reiber, einer der hervorragendsten Deutsch-Amerikaner der Stadt, hat seine Bekanntschaft mit dem Grafen durch einen Verlust von vielen Tausenden Dollars büßen müssen, und ebenso ist es dem seit einiger Zeit hier ansässigen Wein-Importeur Charles Rosenthal von Berlin ergangen. Als der erste Verdacht gegen den Mann auftauchte, wollte Rosenthal ihn entlarven. Er ließ sich von ihm so bestechen, daß er ihn als Gast in sein Haus einlud. Als der Gast eine Luftveränderung vorzog, bedauerte Rosenthal den Verlust des größten Theiles seiner Garderobe und seiner Diamanten. Ein Mann hatte einen Streit mit dem Grafen und endete ihn schließlich damit, daß er ihm noch obendrein $5000 gab. Ein anderer wohlbekannter Bürger droht, Eckstädt zu erschießen, sobald er ihn zu fassen bekomme, da er das Bankbuch und die Juwelen seiner Tochter von dieser zu entlocken gewußt hat."

Wir betrügen und schmeicheln niemand durch so feine Kunstgriffe, als uns selbst.

* * *

Hüte dich vor allzu viel Festen! Da gibt es Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, dir Potemkinsche Dörfer zu zeigen.

* * *

Die Frau eines New Yorkers Bankiers erklärte bei ihrer Rückkehr aus Europa der Zollbehörde, daß ihre mitgebrachten neuen Kleider einen Wert von $6000 hätten, und bezahlte lächelnd $3500 Zollgebühren. Die New Yorker Zeitungen erklären das für ein Zeichen wiederkehrender Prosperität und Ehrenhaftigkeit. Vielleicht wollte die Frau auch bloß ihre Freundinnen ärgern.

* * *

Grubb: „Dein neues Buch hat schon die sechste Auflage. Wie hast Du das fertig gebracht?" Scrubb: „Sehr einfach! Ich habe in den Zeitungen inseriert: ich will mich verheiraten und suche eine Frau, die der Heldin meines neuen Romanes gleicht. Am nächsten Tag war die erste Auflage vergriffen."

* * *

Mußt du durchaus das letzte Wort haben, so laß es ein gutes sein; es könnte ernstlich dein letztes sein.

Seltsame Existenzen in Paris.

In Paris existirt ein eigenes Viertel, wo sogenannte gescheiterte Existenzen durch seltsame Berufe sich durchs Leben zu kämpfen wissen. Hinter der öffentlichen Bibliothek Sainte Genevieve und den Gebäuden der ehemaligen Seminare und des Gymnasiums Sainte Barbe nimmt es einen Theil der hügeligen Erhebung Mont-Saint-Hilaire ein. Die engen Gassen kreuzen sich hier in regelmäßigen Abständen rechtwinklig und bilden so mit ihren elenden Häusern eine Art Schachbrett.

Wer seltsame Berufe kennen lernen will, der suche diese Gegend auf! Manche Häuser tragen sogar Schilder mit Aufschriften von Berufen, die man vergeblich zu übersetzen versucht. Was soll man z. B. daraus machen, wenn man liest: Feuerverkauf, Weckerin, Schutzengel, Fleisch wird verliehen und derlei mehr? Und doch hat alles seinen Sinn, der freilich nur Eingeweihten bekannt ist. In diesem Viertel wohnen sogar die Berufe nach Aehnlichkeiten geordnet zusammen, wie auch in Deutschland zur Zeit der mittelalterlichen Städte.

Treten wir in einige Gassen ein und enträthseln die geheimnißvollen Inschriften und die ungeschriebenen Hieroglyphen der Gesichter. Da sind eine Menge Häuslein, in denen gute Landbutter, Käse, Gemüse und Wein bester Qualität billig verkauft werden. Woher kommen diese ausgezeichneten billigen Lebensmittel? Es sind ausnahmslos Schmugglerwaaren. Die französischen Städte erheben an ihren Thoren einen Einfuhrzoll auf alle Waaren, um die Kommunalabgaben zu decken. So besteht neben dem Zollring an der Staatsgrenze noch ein Octroikreis um jede Gemeinde. Die Pariser Schmuggler kaufen nun auf dem platten Lande Lebensmittel billig ein und bringen sie ungesehen durch die Zollschranken. Manchmal geschieht das auf die drolligste Art. Sie haben alle Kleidungsstücke doppelt an und prakticiren dann in den so entstehenden Zwischenraum zollpflichtiges Gut. Butter und Käse z. B. kneten sie zu Birnenform und binden sie mit dem umfangreicheren Ende nach oben, um das Schienbein. Als ich einst bei einer Streiferei durch die Umgebung in einem Chausseegraben Schmuggler beim „Bergen" ihrer Waaren fand und freundschaftlich drohte: „Wenn das die Zollpolizei entdeckt!", antworteten mir die schlagfertigen Gauner: „Ja, wenn die Regierung uns zu Zollbeamten machte! . . . So hat's keine Gefahr!" Das Schmugglergeschäft muß ziemlich einträglich sein, da der Zoll durchaus nicht unbedeutend ist. So sind denn die Schmuggler die oberen Zehntausend in ihrem Viertel.

Selbstverständlich gehören zu den Honorationen noch andere Stände, zumal diejenigen, die etwas von dem haben, was man in diesem Vagabondenquartier Kapital zu nennen beliebt. Da gibt es Wucherer, Rentner, Pfandleiher, Makler und Kommissionäre im Kleinen. Ein „Geldmann" borgt z. B. den Aermsten unter Hausirern jeden Morgen drei oder fünf Franken, damit sie ein „Betriebskapital" haben, um bei mäßigem Gewinn tagsüber handeln zu können. Abends gibt jeder, um nicht den Kredit zu verlieren, pünktlich das Betriebskapital zurück mit einer Leihgebühr von 20 bis 25 Centimes. Und feiern den Wucherer als ihren **Wohlthäter! Wer sich das Vergnügen** machen will, die Höhe dieses Zinsfußes nachzurechnen, oder gar, die Leihgebühr als neues Kapital gesetzt, das Ganze als auf Zinseszins angelegt überschlagen will, wird zu ungeheuerlichen Zahlen gelangen. Der Zinsfus beträgt nämlich, aufs Jahr berechnet, 1825 Prozent! Aehnliche „Wohlthäter" sind alle Verleiher des Viertels, die Handwagen-, Kiepen-, Körbe-, Kästen-, Krämer-, und Schnellwagen-, Gewichts- und Säcke-Vermietherinnen. Ja, es gibt sogar findige Unternehmer die den fahrenden Sängern, Handharmonika-, Violin-, Violincello- und Flötenspielern ihre nothwendigsten Materialien liefern, als da sind: Schlapphut, Sammetjacke, Geigen und sonstige Musikinstrumente. Man sieht, das Unternehmerthum ist nicht auf die böse kapitalistische Welt beschränkt, es blüht auch in den bescheidensten Winkeln und treibt gerade hier seine sonderbarsten Früchte.

Das größte Problem der unmöglichen Berufe aber wird durch das sogenannte Lumpenproletariat aufgegeben. Paris zählt gegen 70,000 Arbeitslose, die Morgens nicht wissen, was sie des Tages essen werden und wo sie des Abends ihr Haupt niederlegen sollen. Wie lebt diese dunkle Masse, und was ißt sie? Hier zeigt sich nun die Findigkeit der Pariser in vollstem Glanz. Es ist da eine Nahrungsmittelindustrie entstanden, die auf der Welt ihres Gleichen nicht hat. Tausende leben dem Berufe, der großen arbeitslosen Menge billiges Brot zu schaffen, und nicht bloß spottbilliges, sonder sogar gut und appetitlich aussehendes.

Die Altbäcker kaufen in den Restaurants sämmtliche Brotreste auf, lassen sie zermahlen und zerreiben, aufweichen und neu kneten und bieten dann den Hungernden um einige Sous Brot für ganze Tage. Aus Fleischresten werden Harlekine hergestellt, d. i. Suppen mit gemischtem, aber gutem Fleisch. Um die Menge anzulocken, ist in den engen Schaufensterchen prachtvolles Fleisch ausgestellt. Dies wird aber nicht etwa zu denselben niedrigen Preisen verkauft wie die Harlekine; es kann überhaupt nicht in diesen Vierteln verwerthet werden und wird daher nur immer auf je einen Tag frisch „gemiethet". Dann wandert es in einen Laden mit Kundschaft aus den oberen Zehntausend zurück.

Ein wichtiger Beruf ist der des „Fettaugenkünstlers". Ein Hauptgericht der Pariser ist das sogenannte Ordinaire, bestehend aus Bouillon und Rindfleisch. Echte Bouillon für die paar Sous zu verabreichen, ist natürlich nicht möglich, und so spritzt ein Fettaugenkünstler Oliven- oder Fischöl auf die Teller und verwandelt so die magere Flüssigkeit in ein verlockendes Fettaugengewirr.

Kaninchen, Tauben, Hasen werden gestohlen und geschossen, Fische gefangen, Schnecken und Frösche aufgelesen, Sauerampfer und Gräser gesammelt, um die Armen zu speisen. Nie thut ein solcher Nahrungsmittelindustrieller einen Schritt nach den großen Markthallen. Alles bringen ihm zweifelhafte Existenzen für geringen Lohn ins Haus. Wohl aber nähren auch die gewaltigen „Hallen" ihre Leute, nicht bloß die herumlungernden armen Schelme. Da gibt es „Chauffere", die kein Automobil leiten, sondern die in kalten Wintern den Marktfrauen die Kohlenbecken anzünden und mit dem Blasebalg in Gluth erhalten. Andere vermiethen kleine Wärmepfannen oder eiserne Oefen; noch andere nähren sich dadurch, daß sie Morgens die Marktfrauen in ihren Wohnungen wecken.

Ein wildes Gewühl herrscht in den Straßen, sobald die Tages- und Abendzeitungen mit den neuesten Nachrichten erscheinen. Arme Schlukker kaufen sich ein Päckchen Zeitungen und stürzen damit durch die Boulevards. In Paris und ganz Frankreich sind die meisten Zeitungen im Abonnement theurer als beim Einzelkauf von den "marchands de journaux" oder an den Kiosken. Die Abendblätter, die ungefähr 6 Uhr Nachmittags erscheinen, werden fast nur durch Ausrufer verkauft. Die Expeditionen werden lange vorher förmlich belagert; denn jeder will am ersten mit seinem Zeitungsbündel in die Straßen gelangen. Man kann daher oft vergeblich eine Nummer fordern: der Ausrufer rennt wie besessen weiter, um möglichst schnell in ein lohnendes Viertel zu kommen, und läßt ruhig die Vorübergehenden zeitungs- und sprachlos hinter sich. Diese Abendzeitungsausgabe ist eine förmliche Schlacht, ein Kampf ums Dasein im wahrsten Sinne des Wortes.

Eigenartige Berufe sind auch die der Landsleute. Es sind Ausländer, die ihre Landsleute in der Fremde plötzlich in der Muttersprache anreden und dafür einige Sous erhalten. Sie haben eine merkwürdige Menschenkenntniß. Man mag die französische Sprache wie ein alter Pariser beherrschen— diese Landsleute kennen jeden ihrer Mitstaatsbürger aus der Menge heraus. Ob an den Gesten, Gebärden, Gestikulationen, am Wuchs, an der Kleidung, das ist nicht zu bestimmen. Sie wittern ihre Opfer und gehen selten oder nie fehl.

Einen recht humanen Beruf hat der Schutzengel. Er begleitet Nachts aus den Cafés und Restaurants die Angeheiterten sicher nach Hause, damit ihnen die Leichenfledderer nicht Börse **und** Werthsachen abnehmen. Wirthe **mit** festhaften Stammgästen haben immer solch einen Schutzengel in Vorrath, der seine Pappenheimer mit energischem Griff unter den Arm packt und trotz aller Schwankungen sicher bis vor das Gemach der gestrengen Gebieterin führt. Dort gibt es dann reichlichen Lohn—oder je nachdem einen Theil der Gardinenpredigt, die über Gerechte und Ungerechte prasselnd herabregnet. Wenn der also Beschützte das nächste Mal in sein Stammlokal kommt, macht er an seinem Schutzengel alles wieder gut, was das Ehegespons verschuldet hat.

Einen Schutzengel aber haben alle diese Enterbten mit dem seltsamen Berufe: ihren Galgenhumor in allen Fährnissen und ihren gesunden Mutterwitz, der sie in einer Millionenstadt immer noch Beruf und Unterhalt finden läßt, wenn es ihnen auch nicht so leicht gemacht wird, wie den Lilien auf dem Felde.

Junge Frau: „Gut, daß du kommst, ich bin von einem Bettler grob insultirt worden!"

Mann: „Hast du dem Mann vielleicht einen Teller Suppe gegeben?"

* * *

Der sonst so gesprächige diplomatische Vertreter Chinas in der Bundeshauptstadt ist seit einiger Zeit auffallend still geworden; seine Frau ist nämlich angekommen.

* * *

Wer immer im Kreise wandert, kommt zwar vorwärts, aber Fortschritte macht er nicht.